

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Pascal, Blaise
Gedanken

Kommentar von Eduard Zwierlein

© Suhrkamp Verlag
Suhrkamp Studienbibliothek 20
978-3-518-27020-2

Suhrkamp Studienbibliothek 20

Dieser Band der Reihe *Subkamp Studienbibliothek* (stb) bietet eine neu geordnete Auswahl aus Blaise Pascals *Gedanken* in einer sorgfältig edierten, detailliert kommentierten und interpretierten Ausgabe. In lesbarer und informativer Weise erschließt der Kommentar von Eduard Zwierlein den historischen wie theoretischen Horizont des Werkes. Alle erforderlichen Informationen werden in kompakter und übersichtlicher Weise gebündelt. Der Band eignet sich daher nicht nur als erste Orientierung für Theorieeinsteiger, sondern stellt auch eine ideale Grundlage für Lektürekurse an Schule und Universität dar.

Eduard Zwierlein ist apl. Professor für Philosophie an der Universität Koblenz-Landau.

Blaise Pascal

Gedanken

Aus dem Französischen von
Ulrich Kunzmann

Kommentar von
Eduard Zwierlein

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Suhrkamp Studienbibliothek 20

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Erste Auflage 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Werner Zegarzewski

ISBN 978-3-518-27020-2

Inhalt

I. Blaise Pascal: <i>Gedanken</i>	7
II. Eduard Zwierlein: <i>Kommentar</i>	215
1. Einführung	219
2. Die Ordnung der <i>Pensées</i> in der vorliegenden Auswahl	238
3. Präsentation des Textes	244
4. Skizze zur Wirkungsgeschichte	282
5. Stellenkommentar	291
6. Zeittafel und biographischer Abriß	399
7. Auswahlbibliographie	413
8. Register	434
9. Konkordanz	439

I.

Blaise Pascal
Gedanken

Dieser Auswahl aus Blaise Pascals *Gedanken* liegt der französische Text der Ausgabe zugrunde, die Louis Lafuma für Pascals *Œuvres Complètes* (1963) besorgt hat. Die deutsche Fassung folgt der von Ulrich Kunzmann im Reclam Verlag 1987 (Neuausgabe 1997) vorgelegten Übersetzung. Die Anordnung der vorliegenden Textauswahl, die Überschriften und die Inhaltsgliederung stammen vom Herausgeber und werden in den einführenden Überlegungen zu Gestalt und Geschichte der *Gedanken* erläutert. Die jeweils erste Ziffer eines Fragments zählt die Anordnung des Herausgebers in dieser Auswahl. Die am äußeren Seitenrand abgedruckten Ziffern verweisen auf die entsprechenden Zählungen in den Ausgaben von Lafuma (erste Ziffer) und Brunschvicg (zweite Ziffer). Eine Stellenkonkordanz unterstützt die Verweisung zwischen diesen drei Ausgaben. Von Pascal gestrichene Stellen werden kursiv in runden Klammern wiedergegeben. Die Quellenangaben und Übersetzungen zu den fremdsprachigen Zitaten stammen nur dann von Pascal, wenn sie nicht in Klammern stehen. Eckige Klammern verzeichnen Auslassungen im Text Pascals durch den Herausgeber. Die Pfeile am Textrand verweisen auf die Erläuterungen im Stellenkommentar (siehe unten, S. 291-398).

Inhalt

I. Zur Lage des Menschen und ihrer Deutung	11
A. Allgemeine Probleme in der Erkenntnis des Menschen	11
1. Unbeständigkeit und Komplexität des Themas	11
2. Relativitäten der <i>raison</i>	23
3. Herz und Geist	33
B. Zur Lage des Menschen	43
1. Zwischen Größe und Elend	43
2. Eigenliebe	55
3. Geltung, Autorität und die Macht der Gewohnheit	59
4. Eine Ordnung der Begierde und Gewalt	67
5. Zerstreuungen	72
C. Deutungen der Lage des Menschen	84
1. Notwendigkeit der Selbsterkenntnis	84
2. Gesunder Menschenverstand	87
3. Philosophie zwischen Skepsis und Dogmatis- mus	89
4. Hintergedanken und die Suche nach dem richtigen Punkt	98
4.1 Die Kunst des Überzeugens	98
4.2 Angemessene Ordnung und wider- spruchsvolle Wahrheit	102
4.3 Der richtige Punkt und sich in der Mitte halten	106
4.4 Die drei Ordnungen und das Wesen der Tyrannei	112

II. <i>Ursache der Wirkungen</i>	123
A. Der entthronte König	123
B. König der Begierde	129
III. <i>Glückssuche und Gottesfrage</i>	136
IV. <i>Der Weg zum Heil</i>	141
A. Der Wahrheitssucher als Adressat	141
B. Über die wahre Religion	158
C. Gottesbeweise und Deus absconditus	173
D. Christologie	182
E. Wählen – Wetten – Entscheiden	192
F. Glaube und Gnade	201
G. Religiöse Praxis	205
V. <i>Das Gedenkblatt (Mémorial)</i>	212

I. Zur Lage des Menschen und ihrer Deutung

A. Allgemeine Probleme in der Erkenntnis des Menschen

I. *Unbeständigkeit und Komplexität des Themas*

1 Unbeständigkeit

55/111

Man glaubt, die Tasten einer gewöhnlichen Orgel anzuschlagen, wenn man die Tasten des Menschen anschlägt. Er ist zwar eine Orgel, doch sie ist seltsam, wandelbar und veränderlich. (Diejenigen, die nur die gewöhnliche Orgel spielen können,) würden sich nicht auf jene einstimmen. Man muß wissen, wo die (Tasten) sind.

2 Unbeständigkeit

54/112

Die Dinge haben verschiedene Eigenschaften, und die Seele hat verschiedene Neigungen, denn nichts ist einfach, was sich der Seele darbietet, und die Seele bietet sich keinem Gegenstand jemals einfach dar. Daher kommt es, daß man über ein und dieselbe Sache weint und lacht.

3 *(Ich habe lange Zeit meines Lebens geglaubt, daß es eine*

520/375

Gerechtigkeit gibt, und darin habe ich mich nicht getäuscht, denn von ihr ist etwas vorhanden, soweit Gott es uns offenbaren wollte, doch ich faßte es nicht so auf, und ebendarin habe ich mich getäuscht, denn ich glaubte, unsere Gerechtigkeit sei ihrem Wesen nach rechtmäßig und ich hätte die Mittel, sie zu erkennen und zu beurteilen, doch ich habe so oft entdeckt, wie es mir an einem gerechten Urteil fehlte, daß ich schließlich mein Vertrauen zu mir selbst und darauf zu den anderen verlor. Ich

habe gesehen, wie alle Länder und Menschen sich verändern. Und nachdem mein Urteil über die wahre Gerechtigkeit sich sehr oft verändert hatte, habe ich also erkannt, daß unsere Natur nichts anderes als ständige Veränderung ist, und ich habe mich seitdem nicht mehr verändert. Und wenn ich mich doch veränderte, würde ich meine Überzeugung nur bestätigen. Der Pyrrhoniker Arkesilaos, der wieder Dogmatiker wird.)

688/323 **4** Was ist das Ich?

Ein Mensch, der sich ans Fenster setzt, um die Vorübergehenden zu betrachten: Wenn ich nun dort vorbeikomme, kann ich dann sagen, er habe sich dort hingesezt, um mich zu sehen? Nein; denn er denkt nicht an mich im besonderen; doch derjenige, der eine Person ihrer Schönheit wegen liebt, hat er sie selbst lieb? Nein: Denn die Pocken, die, ohne den Menschen zu töten, die Schönheit töten, werden bewirken, daß er sie nicht mehr liebt.

Und wenn man mich meines Urteils oder meines Gedächtnisses wegen liebt, hat man dann mich selbst lieb? *Mich?* Nein, denn ich kann diese Eigenschaften einbüßen, ohne mein eigenes Ich einzubüßen. Wo ist also dieses Ich, wenn es weder im Körper noch in der Seele liegt? Und wie kann man den Körper oder die Seele lieben, wenn es nicht dieser Eigenschaften wegen ist, die keinesfalls das sind, was das Ich ausmacht, da sie ja vergänglich sind? Denn würde man wohl die seelische Substanz eines Menschen als etwas Abstraktes lieben, welche Eigenschaften auch immer zu ihr gehörten? Das ist nicht möglich und wäre ungerecht. Man liebt also niemals den Menschen, sondern immer nur Eigenschaften.

Man spotte also nicht mehr über diejenigen, die sich ihrer Stellungen und Ämter wegen ehren lassen, denn man liebt einen Menschen nur angenommener Eigenschaften wegen.

673/123 **5** Er liebt jene Frau nicht mehr, die er vor zehn Jahren geliebt hat. Das glaube ich gern: Sie ist nicht mehr dieselbe, und er auch nicht. Er war jung, und sie auch; nun ist sie ganz an-

ders. So, wie sie damals war, würde er sie vielleicht noch lieben.

6 Die Zeit heilt die Schmerzen und die Feindseligkeiten, 802/122
weil man sich verändert. Man ist nicht mehr derselbe Mensch;
5 der Beleidiger und auch der Beleidigte sind nicht mehr sie
selbst. Das ist wie bei einem Volk, dessen Zorn man erregt
hat und das man zwei Menschenalter später wiedersähe. Es
sind immer noch Franzosen, jedoch nicht mehr dieselben.

7 Ich fühle eine böse Neigung in mir, die mich nicht aner- v
⇒ 10 kennen läßt, was Montaigne sagt, daß Lebhaftigkeit und Ent-
schlossenheit in uns mit dem Alter abnehmen. Ich möchte
nicht, daß es so ist. Ich empfinde Neid auf mich selbst. Dieses
Ich von zwanzig Jahren ist nicht mehr mein Ich.

8 Vielfalt

65/115

15 Die Theologie ist eine Wissenschaft, doch aus wie vielen
Wissenschaften besteht sie zugleich? Ein Mensch ist ein Gan-
zes, doch was wird aus ihm, wenn man ihn zergliedert? Der
Kopf, das Herz, der Magen, die Adern, jede einzelne Ader, je-
des einzelne Aderstück, das Blut, jeder einzelne Blutsaft.

20 Eine Stadt und eine Landschaft sind aus der Ferne eine
Stadt und eine Landschaft, doch je näher man kommt, desto
mehr sind das Häuser, Bäume, Ziegel, Blätter, Gräser, Ameisen,
⇒ Ameisenbeine, bis ins Unendliche. All das wird von der Be-
zeichnung »Landschaft« eingeschlossen.

⇒ 25 9 Es ist unbegreiflich, daß es Gott gibt, und es ist auch un- 809/230
begreiflich, daß es ihn nicht gibt, daß die Seele mit dem Leib
zusammen ist, daß wir überhaupt keine Seele haben, daß die
Welt geschaffen ist, daß sie es nicht ist usw., daß es die Erb-
sünde gibt und daß es sie nicht gibt.

199/72

IO Mensch. Mißverhältnis des Menschen

↔

9. – (*Dahin also führen uns die natürlichen Erkenntnisse.*

Wenn diese nicht wahr sind, so gibt es im Menschen überhaupt keine Wahrheit, und wenn sie es sind, so findet er darin einen bedeutenden Grund, sich zu demütigen; er ist gezwungen, sich in der einen oder der anderen Weise zu erniedrigen.

Und da er nicht weiterleben kann, ohne an sie zu glauben, so wünsche ich, daß er, bevor er in umfangreichere Untersuchungen der Natur eintritt, sie einmal ernsthaft und eingehend betrachtet und daß er auch sich selbst betrachtet – und daß er beurteilt, ob er in irgendeinem Verhältnis zu ihr steht, indem er diese zwei Gegebenheiten miteinander vergleicht:)

Der Mensch soll also die ganze Natur in ihrer großen und vollkommenen Majestät betrachten, er soll seinen Blick von den niedrigen Gegenständen abwenden, die ihn umgeben. Er beschau jenes strahlende Licht, das wie eine Ewige Lampe aufgestellt ist, um das Universum zu erhellen, die Erde erscheine ihm wie ein Punkt im Vergleich zu der weiten Kreisbahn, die dieses Gestirn durchläuft, und er erstaune darüber, daß diese weite Kreisbahn selbst nur eine sehr schwache Andeutung ist im Verhältnis zu jener, der diese anderen Gestirne, die am Firmament dahinrollen, folgen. Wenn aber unser Blick dort stehenbleibt, so soll die Phantasie darüber hinausgehen, sie wird eher der Gedankenbilder müde werden als die Natur, solche zu liefern. Die ganze sichtbare Welt ist nur ein unscheinbarer Strich im weiten Kreis der Natur. Keine Idee reicht an sie heran, wir können unsere Gedankenbilder noch so sehr über die vorstellbaren Räume hinaus ausweiten, wir bringen doch nur Atome im Vergleich zu den wirklichen Dingen hervor. Es ist eine unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall und deren Peripherie nirgendwo ist. Schließlich ist es der fühlbarste Wesenszug der Allmacht Gottes, daß unsere Phantasie bei diesem Gedanken den Boden verliert.

Wenn der Mensch zu sich selbst zurückgekehrt ist, soll er bedenken, was er ist im Vergleich zu dem, was ist, er soll sich als ein Verirrter betrachten, und er soll von dieser kleinen Ker-

kerzelle aus, wo er seine Heimstatt gefunden hat – ich meine das Universum –, es lernen, die Erde, die Königreiche, die Städte, die Häuser und sich selbst nach ihrem richtigen Wert zu schätzen.

5 Was ist denn ein Mensch im Unendlichen?

Um ihm aber ein anderes, ebenso erstaunliches Wunder vorzuführen, soll er die kleinsten ihm bekannten Dinge untersuchen, damit eine Milbe ihm an ihrem winzigen Körper noch unvergleichlich winzigere Teile zeige, Beine mit Gelenken, Adern in ihren Beinen, Blut in ihren Adern, Säfte in diesem Blut, Tropfen in diesen Säften, Dämpfe in diesen Tropfen, so daß er, wenn er auch diese letzten Dinge noch teilt, seine Kräfte bei diesen Vorstellungen erschöpft und der letzte Gegenstand, zu dem er gelangen kann, nun jener unserer Darlegung sei. Er wird vielleicht denken, dies sei die äußerste Kleinheit in der Natur.

Ich will ihn darin einen neuen Abgrund erblicken lassen. Ich will ihm nicht allein das sichtbare Universum schildern, sondern auch die Unermeßlichkeit, die man sich bei der Natur im geschlossenen Raum dieses verkleinerten Atoms vorstellen kann, er soll dort unendlich viele Welten erblicken, von denen jede einzelne ihr Firmament, ihre Planeten, ihre Erde hat, die es im gleichen Verhältnis wie bei der sichtbaren Welt gibt, auf dieser Erde nun Tiere und schließlich auch Milben, an denen er wiederfinden wird, was die oben genannten ersten aufgewiesen haben, und er wird außerdem an diesen zweiten das gleiche entdecken, und so geht es ohne Ende und Unterlaß weiter, daß er die Fassung angesichts dieser Wunder verlieren wird, die in ihrer Kleinheit ebenso erstaunlich sind wie die anderen durch ihre Ausdehnung, denn wer wird sich nicht verwundern, daß unser Körper, der gerade eben noch nicht wahrnehmbar war in dem Universum, das wiederum im Kreis des gesamten Alls nicht wahrnehmbar war, daß also dieser unser Körper nun ein Koloß, eine Welt oder vielmehr ein All ist im Hinblick auf das Nichts, zu dem man nie ganz vordringen kann. Wer sich auf diese Art betrachtet, wird über sich selbst

erschrecken, und da er sich von der Masse getragen meint, die ihm die Natur zwischen diesen Abgründen des Unendlichen und des Nichts verliehen hat, wird er beim Anblick dieser Wunder erzittern, und ich glaube, wenn seine Neugier sich in Bewunderung verwandelt, wird er eher bereit sein, sie schweigend zu betrachten, als sie voll Anmaßung zu erforschen. 5

Denn was ist schließlich der Mensch in der Natur? Ein Nichts im Vergleich mit dem Unendlichen, ein All im Vergleich mit dem Nichts, ein Mittelding zwischen nichts und allem, unendlich weit davon entfernt, die Extreme zu erfassen; das Ende der Dinge und ihre Anfänge sind ihm in einem undurchdringlichen Geheimnis unerbittlich verborgen. 10

Er ist gleichermaßen unfähig, das Nichts zu sehen, dem er entrissen wurde, und das Unendliche, das ihn verschlingt. 15

Was kann er also anderes wahrnehmen als ein äußerliches Bild von der Mitte der Dinge, während er auf ewig verzweifelt, ihren Anfang oder ihr Ende zu erkennen. Alle Dinge sind aus dem Nichts hervorgegangen und werden bis ins Unendliche weitergetragen. Wer vermag diesen erstaunlichen Schritten zu folgen? Der Schöpfer dieser Wunder begreift sie. Keinem anderen ist es möglich. 20

Da die Menschen diese Unendlichkeiten nicht betrachtet haben, haben sie sich in ihrer Vermessenheit der Erforschung der Natur zugewandt, als hätten sie irgendein Verhältnis zu ihr. 25

Seltsam ist, daß sie die Anfänge der Dinge verstehen und davon ausgehend so weit gelangen wollten, alles zu erkennen, wobei sie eine Anmaßung zeigen, die ebenso unendlich wie ihr Gegenstand ist. Denn es besteht kein Zweifel, daß man diese Absicht nicht ohne Anmaßung oder ohne eine der Natur gleiche unendliche Fassungskraft hegen kann. 30

Wenn man Wissen erworben hat, versteht man, daß, weil die Natur ihr Bild und das ihres Schöpfers allen Dingen aufgeprägt hat, sie fast alle an ihrer doppelten Unendlichkeit teilhaben. So sehen wir, daß alle Wissenschaften unendlich in der 35

Ausdehnung ihrer Forschungen sind, denn wer zweifelt daran, daß zum Beispiel die Geometrie eine unendliche Zahl von unendlich vielen Lehrsätzen darzulegen hat. Sie sind ebenso unendlich in der Vielzahl und Gedankenfeinheit ihrer Prinzipien, denn wer sieht nicht, daß diejenigen, die man als die letzten vorbringt, durch sich selbst nicht bestehen können und auf andere gestützt sind, die, weil sie wieder andere als Stütze haben, niemals ein letztes zulassen.

Wir aber stellen letzte auf, die sich der Vernunft zeigen, wie man auch bei den materiellen Dingen verfährt, wo wir einen unteilbaren Punkt jenen nennen, über den hinaus unsere Sinne nichts mehr wahrnehmen, obgleich er seiner Natur wegen unendlich teilbar ist.

Von diesen zwei Unendlichkeiten in den Wissenschaften ist diejenige der Größe viel anschaulicher, und deshalb haben wenige Menschen den Anspruch erhoben, alle Dinge erkennen zu wollen. Ich spreche jetzt über alles, sagte Demokrit.

Die Unendlichkeit im Kleinen ist jedoch viel weniger sichtbar. Die Philosophen haben viel eher den Anspruch erhoben, bis zu ihr vorzudringen, und eben daran sind alle gescheitert. Das hat zu diesen so allgemein üblichen Titeln wie *Über die Grundlagen der Dinge*, *Über die Grundlagen der Philosophie* geführt und zu ähnlichen, im Grunde ebenso pomphaften, obwohl sie es nach außen weniger scheinen, wie dieser, der die Augen blendet: *De omni scibili* («Über alles, was man wissen kann», Pico della Mirandola).

Man hält sich von Natur aus für weitaus fähiger, zum Mittelpunkt der Dinge zu gelangen, als ihren Umkreis zu erfassen, und die sichtbare Ausdehnung der Welt geht offensichtlich über uns hinaus. Doch da wir über die kleinen Dinge hinausgehen, halten wir uns für fähiger, sie zu beherrschen, und doch braucht man keine geringere Fähigkeit, um bis zum Nichts vorzudringen, als bis zum All. Man braucht für beides eine unendliche Fähigkeit, und es scheint mir, daß jemand, der die letzten Grundlagen der Dinge erfaßt hätte, auch bis zur Erkenntnis des Unendlichen gelangen könnte. Das eine hängt

vom anderen ab, und das eine führt zum anderen. Diese Endpunkte berühren einander und vereinigen sich, gerade weil sie sich so weit voneinander entfernt haben, und sie finden sich in Gott und allein in Gott zusammen.

Erkennen wir also unsere Fassungskraft. Wir sind etwas und sind nicht alles. Was unser Sein ausmacht, beraubt uns der Erkenntnis der ersten Grundlagen, die aus dem Nichts hervorgehen, und das wenige an Sein, was wir haben, verbirgt unseren Augen die Unendlichkeit.

Unser Verstand nimmt in der Reihe der verständlichen Dinge den gleichen Platz ein wie unser Körper in der Weite der Natur.

Da wir in jeder Hinsicht begrenzt sind, findet sich dieser Zustand, der die Mitte zwischen zwei Extremen einnimmt, in allen unseren Fähigkeiten. Unsere Sinne nehmen nichts Extremes wahr, zuviel Geräusch betäubt uns, zuviel Licht blendet, zu große Entfernung und zu große Nähe entziehen sich den Blicken. Ist eine Rede zu weitschweifig oder zu knapp, so wird sie unverständlich, zuviel Wahrheit setzt uns in Erstaunen. Ich kenne einige, die nicht begreifen können, daß, wenn man vier von null subtrahiert, null als Rest übrigbleibt. Die ersten Grundlagen sind für uns zu selbstverständlich; zu großes Vergnügen wirkt lästig, zuviel Gleichklang mißfällt in der Musik, und zu viele Wohltaten verärgern. Wir wollen etwas haben, womit wir unsere Schuld überwinden können. *Beneficia eo usque laeta sunt dum videntur exsolvi posse. Ubi multum antevenere pro gratia odium redditur.* (»Denn Wohltaten sind nur so lange willkommen, als man noch glaubt, sie vergelten zu können; sind sie über diese Grenze weit hinaus, so wird statt des Dankes Haß erwidert.« Tacitus, *Annales* IV,18.) Wir spüren weder äußerste Hitze noch äußerste Kälte. Übermäßige Eigenschaften sind uns zuwider und nicht wahrnehmbar, wir empfinden sie nicht mehr, wir erleiden sie. Zu große Jugend und zu großes Alter lähmen den Geist, wie auch zu große und zu geringe Bildung.

Kurz, die extremen Dinge sind für uns so, als wären sie

überhaupt nicht vorhanden, und im Verhältnis zu ihnen sind wir überhaupt nicht vorhanden; entweder entgehen sie uns oder wir ihnen.

Das ist unser wahrer Zustand. Das macht uns unfähig, etwas entweder sicher zu wissen oder es überhaupt nicht zu kennen. Wir treiben auf einer weiten Mitte, immer unsicher und schwankend, von einem Ende zum anderen gestoßen; jeglicher Grenzpunkt, an den wir uns klammern und festhalten wollten, gerät ins Wanken und entschlüpft uns, und wenn wir ihn verfolgen, entzieht er sich unserem Zugriff, er entgleitet uns und wendet sich zu ewiger Flucht; nichts steht für uns still. Das ist unser natürlicher Zustand, der gleichwohl unserer Neigung am meisten widerspricht. Wir brennen vor Verlangen, einen festen Halt und eine letzte, beständige Grundlage zu finden, um darauf einen Turm zu errichten, der sich bis zum Unendlichen erheben soll, aber unser ganzes Fundament kracht auseinander, und die Erde tut sich bis in die Tiefen auf.

Suchen wir also keine Sicherheit und Festigkeit; unsere Vernunft wird immer von der Unbeständigkeit der äußeren Erscheinungen getäuscht: Nichts vermag das Endliche zwischen den beiden Unendlichen, die es einschließen und sich ihm entziehen, festzuhalten.

Wenn man das richtig verstanden hat, so glaube ich, daß man sich ruhig verhalten wird, jeder in dem Zustand, den ihm die Natur zugewiesen hat.

Da diese Mitte, die uns zugefallen ist, immer von den Extremen entfernt sein wird, was macht es dann schon aus, daß ein anderer die Dinge etwas besser versteht, falls er das wirklich vermag, und wenn er die Dinge von einem etwas höheren Standort aus erfaßt, ist er dann nicht immer noch unendlich weit vom Endpunkt entfernt, und ist die Dauer unseres Lebens nicht der Ewigkeit gleichermaßen unterlegen, ob es auch zehn Jahre länger währt?

Beim Anblick dieser Unendlichkeiten sind alle endlichen Erscheinungen gleich, und ich sehe nicht, warum man seine

Vorstellungen mehr auf das eine als auf das andere stützen sollte. Allein schon der Vergleich, den wir zwischen uns und dem Endlichen vornehmen, bereitet uns Kummer.

Wenn der Mensch sich selbst erforschte, würde er finden, wie unfähig er ist, darüber hinauszugehen. Wie sollte es möglich sein, daß ein Teil das Ganze erkannte? Doch er wird vielleicht danach trachten, wenigstens jene Teile zu erkennen, zu denen er in einem angemessenen Verhältnis steht. Aber die Teile der Welt haben alle eine solche gegenseitige Beziehung und Verkettung, daß ich es für unmöglich halte, den einen ohne den anderen und ohne das Ganze zu erkennen.

Der Mensch zum Beispiel hat Beziehung zu allem, was er kennt. Er braucht Raum, der ihn fassen kann, er braucht Zeit, die ihm Dauer verleihen kann, er braucht Bewegung, um zu leben, er braucht Elemente, aus denen er sich zusammensetzen kann, er braucht Wärme und Nahrung, um sich zu stärken, er braucht Luft, um zu atmen. Er sieht das Licht, er spürt die Körper, kurz, alles geht eine Verbindung mit ihm ein. Um den Menschen zu erkennen, muß man also wissen, woher es kommt, daß er die Luft zum Weiterleben braucht, und um die Luft zu erkennen, muß man wissen, wodurch sie diese Beziehung zum menschlichen Leben hat, usw.

Die Flamme besteht nicht ohne Luft weiter; um also das eine zu erkennen, muß man auch das andere erkennen.

Da also alle Dinge verursachte und verursachende sind, da sie eine Stütze benötigen und eine Stütze geben, mittelbar und unmittelbar sind und alle sich durch ein natürliches und unmerkliches Band gegenseitig erhalten, das die am weitesten voneinander entfernten und die unterschiedlichsten miteinander vereint, halte ich es für unmöglich, daß man die Teile erkennt, ohne das Ganze zu erkennen, wie man auch das Ganze nicht erkennen kann, ohne die Teile im einzelnen zu erkennen.

(Die Ewigkeit der Dinge an sich oder in Gott muß ferner Erstaunen über unsere kurze Lebensdauer erregen.)

Die feste und beständige Unbeweglichkeit der Natur muß im Vergleich zu dem fortwährenden Wandel, der in uns vor sich geht, die gleiche Wirkung hervorbringen.)